

Versteigert täglich
nachmitt. mit Ausnahme
der Sonn- und Feiertage.

Donnerstagspreise
monatlich 60 Pf.
vierteljährlich 1.80 Mk.
Halbjährlich 3.60 Mk.
Jährlich 7.20 Mk.
Durch die Post bezogen
1.00 Mk. zuzü. Postgeb.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage),
durch die Post nicht bezogen,
kostet monatlich 10 Pf.,
vierteljährlich 30 Pf.

Telephon Nr. 1047.
Kaiserslautern-Druckerei.
Wolfsbühlstraße.

Sozialdemokratisches Organ

Inserionsgebühr
betragt für die 6 Spalten
per Zeile oder deren Raum
20 Pfennig.

Die ausserordentliche Ausgabe
25 Pfennig.

Im Zusammenhang mit dem
Kampf hat die Zeile 75 Pfennig.

Inserate
die halbe Nummer
im Verhältnis der gewöhnlichen
hat 10 Ruben der
Expeditoren aufzugeben.

Eintragen in die
Postzeitungsliste.

Halle für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Duerfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Daumburg-Weissenfels-Zeitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga
und die Mansfelder Kreise.

Expedition: Harz 42/43. Redaktion: Harz 42/43.

Zentrum.

I. Das Zentrum und der preussische Wahlrechtskampf.

Der **W o r d a r i s** hatte am Sonntag in einem ruhigen und klaren Artikel einige wichtige Fragen an das Zentrum gerichtet. Die Anhänger der Sozialdemokratie, des Preussens und des Zentrums, so führte er aus, bilden die überwiegende Mehrheit des preussischen Volkes und des deutschen Volkes überhaupt. Sie verhalten bereit über eine Mehrheit im deutschen Reichstag. Diese Volksmehrheit ist in der Wahlrechtsfrage nicht einheitlich, sondern besteht aus verschiedenen Gruppen, die sich in der Richtung der Forderung herbeizuführen, ist das Zentrum imstande, denn sein energischer Eintritt in die Wahlrechtskämpfe schwebet auch dem Preussens jeden Rückzug ab. Wird das Zentrum angedrängt, die Sache das allgemeine Wahlrecht im preussischen Landtage mit derselben Rücksichtslosigkeit und Unabhängigkeit vorzutreiben, wie es Sozialdemokraten tun würden? Wird es im Reichstag die Einführung des gleichen Wahlrechts in allen Bundesstaaten stimmen? Wird es seinen Ansatzen an die preussische Wahlrechtsbewegung beschließen?

Auf diese klaren wichtigsten Fragen antwortet die **Centrala** am Dienstag mit zweibeitigen Nebenarten und hallosten Ausreden. Sie beginnt ihre höchst widersprüchlichen Ausführungen mit der Erklärung: sie glaube nicht, daß sich das Zentrum zum Schepper für den freisinnig-sozialdemokratischen Wahl, der nicht wenig genug in den Segeln hat, um in den Segeln zu gelangen, hergeben wird. Diese runde Aussage laßt sie zum Schluß wieder etwas abschwächen, indem sie schreibt:

Das heutige preussische Wahlrecht ist unklar, und die Vorgänge in anderen deutschen Staaten berechtigen zu der Hoffnung, daß dieses Verfalls an der Forderung des Reichstagswahlrechts dies über kurz oder lang trotz aller Widerstände durchsetzen wird. Aber man mag sie in Wirklichkeit geschlagen sein. Wenn man sich einbildet, daß eine von den Sozialdemokraten geleitete „Wahlrechtsbewegung“ diese Widerstände von heute auf morgen brechen könnte.

Die Meinung, daß die Widerstände, die sich dem gleichen Wahlrecht entgegenstellen, „von heute auf morgen“ gebrochen werden könnten, hat kein Mensch vertreten. Aber ob die langen bestigen Kämpfe, die nach dem Ausdruck der **R o r d a**, 11. g. 3. g. notwendig sind, abgelehnt und gemildert werden können, das hängt in höherem Grade von der Haltung des Zentrums ab. Die Haltung aber, die das Zentrum leitende Organ der ultramontanen Partei gegenüber der preussischen Wahlrechtsbewegung einnimmt, ist nur dazu geeignet, diese Kämpfe zu erschweren und zu verlängern. Die Germania behandelt eine Frage, von deren Lösung das Schicksal des deutschen Volkes abhängt, mit einer Gleichgültigkeit, einer Interesselosigkeit und Herzenskälte, die jeden christlichen und begeisterten Freund des gleichen Rechts aus tiefste Erbitterung und Empörung weckt. Da wird erklärt, das Zentrum stehe der Wahlrechtsfrage „von allen Parteien am unbefangenen gegenüber“. Auch das Reichstagswahlrecht sei kein Ideal ohne Mängel. Eine beliebige unrichtige Wendung der Zentrumspolitik, die dann regelmäßig gegen sozialdemokratische Angriffe geschieht wird durch die Erklärung, die Sozialdemokratie sehe im Reichstagswahlrecht „zu kein Ideal, sondern verlange größere Gleichgültigkeit, Freiheit, Freiheit, Freiheit“. Die Germania wird aber noch deutlicher, denn sie „erlaubt sich nicht einmal, wenn jemand sagt, es sei unvernünftig, daß alle Staatsbürger ungeachtet aller Verhältnisse an Bildung, Verhältnis und Einkommen an dem gleichen Wahlrecht eine „ausgleichende Gerechtigkeit“, und erklärt sich schließlich großmütig „für das allgemeine gleiche Wahlrecht“.

Es folgen einige dem Eugen Richter'schen Schatzkästlein entnommene Ausführungen über die Sozialdemokratie, die „das stärkste Gemüths freiheitlicher Reformen sei. Der Forderung, das gleiche Landtagswahlrecht auf dem Wege der Reichsversammlung einzuführen, wird wieder entgegengetreten durch „verfassungsmäßige und liberale“ Bedenken. Die von Richter die Erklärung, das Zentrum fraktion des Reichstages vom 24. Februar 1906 widerlegt sind. Damals erklärte sich das Zentrum bereit, für eine Verfassungsänderung im Sinne des gleichen Wahlrechts stimmen zu wollen, falls der Bundesrat eine solche Vorlage einbringe. Ob diese Vorlage vom Reichstag dem Bundesrat oder vom Bundesrat dem Reichstag vorgelegt wird, ist vom Standpunkt der Verfassung und des föderalismus aus vollkommen gleichgültig.

Man kann gegen die Germania das Wort Goethes zitieren: „Vergeblich spricht du viel, um zu verlagen; der andere hört von allem nur das Nein!“ Auch die christlichen Arbeiter und alle demokratisch gesinnten Zentrumsanhänger in Preussen und im ganzen Reich werden es bemerken, daß das Zentrum leitende Organ des Zentrum den preussischen Wahl in diesem gegenwärtigen Kampf hat sich damit den Dank der heftigsten Gegnerin aller Volksworte, der ultramontanen **Centrala** in der Tageszeitung verdient, die hochbeherzt meint: „Wollte sich also der Preussens wirklich mit der Sozialdemokratie zu einer großen Massenfaktion in der Wahlrechtsbewegung

verbänden, so würde er nicht auf die Unterstützung sondern auf den harten Widerstand des Zentrums rechnen können. Im Kampf gegen das Volk empfangen die ostpreussischen Junker das Zentrum als Bundesgenossen mit offenen Armen!

II. Keine Volksworte, mehr Wankerschiffe!

Als Vertrauensmann der Regierung, als Verbündeter und Befürworter ihrer Heeres- und Flottenpläne sprach der Zentrumsführer Dr. Spahn am letzten Sonntag zu seinen Wählern in Rheinbach. Er sprach, als ob er das Amt des Kriegsministeriums und des Marinefeldmarschalls in seiner Person vereinigte. Es sei leider nicht möglich, in der Ausstattung unserer Verteidigungsmittel Hilfe zu sehen. Das Meer werde für Bewaffnung, Uniformierung und Befestigung im Jahre 1908 25 Millionen mehr brauchen als im Vorjahre. Erhöht höher liegt die Mehrkosten der Flotte, die werden nach seiner vorläufigen Schätzung 40 Millionen jährlich betragen. Denn wenn gleich der Flottenplan geteilt sei, sei es notwendig, in der Technik fortzuschreiten, nach dem Beispiel Amerikas neue Schiffe mit einer Wasserdrängung von über 20 000 Tonnen zu bauen, sie mit den schwersten Schiffekanonen zu armieren, und die Besatzung zu vermehren. Außerdem sei es notwendig, die Lebensdauer der Schiffe von 25 auf 20 Jahre herabzusetzen. Ferner würden die Kosten für die Instandhaltung der Schiffe steigen, und schließlich müßten die Seemänner an der Nordsee und in der Elbe erweitert werden.

Wie Herr Spahn, der demüthigt zum Ehrenvorhaben des Flottenprogramms ermannt zu werden verdient, diese riesigen Kosten mit 40 Millionen jährlich, oder, die Heeresreformen mit eingerechnet, mit 65 Millionen jährlich durchzuführen will, bleibt ein Geheimnis. Schon die Verklärung der Lebensdauer der Schiffe, die eine ständige Verbesserung des Flottenplans ist, bedeutet eine kolossale Neubesetzung des Volkes, die in der Realisation des Zentrumsführers gar nicht mit berücksichtigt ist. Das Zentrum ist aber offenbar gewillt, nicht nur neue 65 Millionen jährlich sondern noch weit erhebendere Beträge aus den Taschen des Volkes zu bewilligen, wenn es nur wieder bei Wilhelm II. in Gnade aufgenommen wird. Die höchst seltsame Taktik des Herrn Spahn geht offenbar dahin, die Wählerpartei, namentlich den Preussens, durch militärischen und maritimen Wohlklang zu überwiegen. Die christlichen Grundbesitzer, die schwindende Sparpolitik meidend wieder mögen zum Tausch gehen, wenn es dem Zentrum nur wieder gelingt, sich bei den regierenden Mächten Deutschlands in Gunst zu setzen. Dabei ist es Herr Spahn natürlich vollkommen gleichgültig, ob der Reichskanzler, der das Angebot des Zentrums annimmt, Milow oder anders heißt, wenn es nur überhaupt angenommen wird.

Was Herr Spahn treibt, ist nicht Volkswortsetzung sondern parlamentarische Clientelwirtschaft, die auf Kosten des Steuerzahlers geht. Und es ist eine Form der parlamentarischen Clientelwirtschaft, wie sie außerhalb Deutschlands kaum in einem anderen Lande der Welt möglich ist. Man erkennt an diesem Fall Spahn, wie das in Wirklichkeit bei uns herrschende absolutistische System a la bürgerliche Parteien korruptiert. Da es keine Möglichkeit für sie gibt, besser gesagt, da es ihnen ihre Freiheit nicht erlaubt, in einem Kampfe zur Regierung zu gelangen, haben sie auch als Oppositionsparteien eine andere Sorge, als die ein allgemeines Vertrauen einen tiefen politischen Einflusses zu erziehen, an dem sie festhalten, bis sie als fähige parlamentarische „Rebentregierung“ hinausgegriffen und die Krone hinuntergeworfen werden. Aber kaum ist das geschehen, so stehen sie schon wieder mit neuen vortheilhaften Angeboten vor der Tür, wie der typische Reisende der fliegenden Blätter. So steht Herr Spahn heute vor dem Tore des Reichstagsparlamentes und fragt, ob nichts zu danken sei. Das ist das Zentrum, die bürgerliche „Opposition“ des letzten politischen Wintermächens. Es erklärt:

Für Volksworte rühren wir keinen Finger. Aber Soldaten, Uniformen, Gewehre, Kanonen, Panzerschiffe und Kanonen kommt ihr von und haben, so viel ihr wollt!

wir als reuige Sünder die freisinnige völkerverständliche **W o l f**, Zeitung und Herrn Müller-Zeitung. Die eine rät dem Preussens auf alle Fälle im Wod zu bleiben und ein passables Wahlrecht auszuhandeln, der andere vertritt allzu eifrige Wahlrechtsfreunde auf den Parteitag der freisinnigen Volkspartei, der im September stattfinden wird, als maßgebende Instanz. Das ist der beginnende Rückzug in der Richtung auf den Wod.

Wird demselben Volke soll angeht die neue russische Flotte, der bekanntlich Wilhelm II. in seinem Zirkulardruck auf den Kaiser kürzlich gutes Geheiß wünschte, gebaut werden. Eine Petersburger Meldung der Londoner Tribune behauptet, daß bei der Zusammenkunft in Swinemünde in Bezug auf den Neubau der russischen Flotte vorgefallen worden sei, daß Rußland mit Deutschland über eine Anleihe von 250 Millionen Mark in Unterhandlung trete, unter der Bedingung, daß das Geld ausschließlich zum Bau von Kriegsschiffen verwendet werde, für welche die Vettelnungen nur in Deutschland untergebracht werden dürften. — Es ist möglich, daß es sich bei dieser Meldung nur um einen Fiktions handelt, der ausgespielt wird. Unwahrscheinlich ist es jedoch nicht, daß die russische Regierung dem bankrotten Rußland mit demselben Volke aus helfen möchte.

Wahlrecht für die Agrarier. Wegen der im nächsten geliebten Entwerfen hat auch der preussische Eisenbahnminister dem Beispiel des Kriegsministers folgend angeordnet, daß das Arbeiterpersonal der Eisenbahnen für Entwerfen zur Verfügung gestellt werden soll, soweit die Mündigkeit auf die Betriebsfähigkeit der Bahnen dies irgendwie zuläßt.

Daß eine solche Verfügung wenige Tage nach dem kurzfristigen Eisenbahnunglück von Zimmern erlassen werden konnte, ist geradezu unerhört. Der preussische Eisenbahnminister trauert an sich schon mit den Arbeitern. Die Wits und Trümmerruine auf der Strecke **W e s e n s**-Zimmern ist zum großen Teil mit auf den Mangel an Arbeits- und Lebensbedingungen Personal zurückzuführen. Trotz allem sollen den Agrariern Wahlrecht für die Entwerfen zur Verfügung gestellt werden. Auch derartige ist nur unter dem preussischen Junker-Parlament möglich.

Auch ein Erfolg der preussischen Politik. Eine in Duisburg abgehaltene Delegatensammlung der polnischen Vereine des Ruhrgebietes beschloß die Errichtung von vier politischen Konjunkturvereinen mit vorläufig 48 Mitgliedern behufs Durchführung des Wahlrechts deutscher Wagnen und deutscher Geschäfte. Das Gründungskapital wurde von polnischen Banken des Ostens gesammelt.

So treibt der von rückwärtslosem Volkseigenthum geleitete Kampf der preussischen Regierung die Polen zu immer engerer Zusammenfassung und zu immer schärferer Betonung ihrer extrem nationalen Bestrebungen. Trotzdem wird der „Kulturkampf“ Preußen niemals lernen, daß man mit der Volkseigenthümlichkeit keine Gegenseite ausgleicht. Einen großen Teil Schuld an dem entbliebenen Polentrie trägt auch das preussische Reichstagsparlament. Im preussischen Wahlrechtskampf spielt auch die Polenfrage eine hervorragende Rolle.

Soldatenelbstmord. Im August erfolgte sich der aus Magdeburg stammende Gefreite Bedding von der 2. Kompanie des Königsgranatbataillons.

Ausland.

England. Die Kleinrenten sind in Aktion gestreut. Jetzt hat auch England eine Arbeiteremulation. Im Wod ist es am Montag abend zu einem blutigen Zusammenstoß mit Polizei und Militär gekommen. Nach mehreren Bajonettangriffen gab das Militär sechs Salven ab. Drei Tote und viele Verwundete blieben auf dem Platze. Die Strassenhäuser sind überfüllt. Die bürgerliche Presse schreibt in bekannter Weise wieder von „Wob“, „Wob“, und „revolutionären Angriffen“, in Wirklichkeit ist aber die berechtigende Erbitterung der Arbeiter Arbeiterchaft wegen des Dadaerbeiters durch Polizei und Militär furchtbar gesteigert worden. Die englischen Kapitalisten haben Arbeiterblut fließen lassen, genau so wie es die Kapitalisten anderer Länder tun. Die englischen Arbeiter-Gewerkschaftler können aus den blutigen Vorgängen in Wod lernen, daß selbst die extreme Neutralität nicht vor der Brutalität der im Dienste des Kapitalismus stehenden Staatsgewalt schützt, eine Gewalt, die nur im politischen Kampfe überwinden werden kann.

Frauen in den Kommunalverwaltungen. Am Montag wurde vom Unterhaus das Gesetz vom Oberhaus angenommen, welches nach dem Frauen Mitglieder der Munizipal- und Grafschaftsräte werden können, mit 132 gegen 13 Stimmen angenommen.

Italien. Meuterei in einem Gefängnisse. Am 8. d. M. hat im Gefängnis von Alessandria die Abholung der Strafgefangenen wegen der ungenügenden Hygiene geendet. In solchen Fällen pflegt man schnell mit den Unglückseligen fertig zu werden, indem man ihnen Soldaten auf den Hals schickt. Diesmal waren aber die Meuterei so schau, sich eines Gefängniswärters zu bemächtigen und ihn als Geisel zu behalten. Sobald die Geiseln mit Gewalt freigewonnen, drohen die Meuterei, den Wärdern zu töten. Dabei wurde der Gefängnisdirektor regelrecht überhandlungen mit den Meutereiern einmüde, die gegen Zuführung williger Strafgefangener

Tagesgeschichte.

Halle a. S., 14. August 1907.
Wilmers Referent.

Die Kreuzzeitung schreibt:

Wenn irgend etwas die politische Einsicht unserer Demokratie bereiten kann, so ist es jetzt ihre Haltung in der Wahlrechtsfrage. Da ist es allerdings nicht wunderbarlich, wenn sie völlig übersehen, daß wenn sie mit dem Versagen ihrer Mitwirkung an einer nationalen Politik drohen, dem ersten Willen die Möglichkeit nicht abgeschritten ist, eine solche ohne sie zu führen. Er hat nur das Beispiel seines großen Vorgängers Bismarck zu befolgen, der sich niemals scheute, im Falle der Not auch die Hilfe seiner früheren erbitterten Gegner in Anspruch zu nehmen, soweit sie nur auf dem Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung gestanden haben.

Die Kreuzzeitung rät also dem Reichskanzler, Herrn Spahn's Angebot, von dem im Detail der Rede ist, anzunehmen und dem Preussens den Laupatz zu geben, falls er von der Agitation für das gleiche Wahlrecht nicht ablassen. Und schon auch finden

und eines Emquetts über die Lebensmittel ihre Geißel freigaben.

Rumänien. Neue Ausweisungen. Vor kurzem erzielten die zwei rumänischen Bürger Gheorghe Popa ein Ausweisungsbefehl. Beide sind Holzarbeiter und sind sozialistischen und gewerkschaftlichen Bewegung tätig. Sie sind in Rumänien geboren, sind in die Schweiz einmigranten, haben ihre Militärpflicht genügt und wurden bei den letzten Wahlen in Rumänien als Reservisten einberufen. Als Grund für die Ausweisung erklärt die Polizei, daß der Minister des Innern sie nicht für die rumänischen Behörden weigern sich, die Ausweisungen über die Grenze kommen zu lassen. Die beiden werden wahrscheinlich in Ketten und unter Mißhandlungen von einer Grenze zur andern hin und her geschleppt werden, bis es endlich den rumänischen Behörden gelingt, sie über irgend eine Grenze hindurch zu schmuggeln, wie es schon mit so vielen andern vorher geschah.

Amerika. Der Streik der Telegraphisten hat sich nun auch auf New York ausgedehnt, um ungefähr 5000 Mann in den USA zu betreffen. Im ganzen kommen ungefähr 15000 Mann in Betracht. In Kürze soll der Generalstreik aller Telegraphisten der Vereinigten Staaten und Kanadas beendigt werden. — Es ist klar, daß der Telegraphistenstreik auf das gewaltige Verkehrs- und Geschäftsleben Nordamerikas großen Einfluß ausübt.

Afrika. Die marokkanischen Wirren. Nach einer Meldung des Zanger-Korrespondenten der Köln. Ztg. sollen die Franzosen die größte Schuld an den blutigen Kämpfen in Casablanca haben. In dem Bericht heißt es:

Einstimmig wird dem Vorgehen des Kommandanten des französischen Kreuzers Galliere, der ohne Notwendigkeit mit schwachen Truppen die Landung vor dem Eintreffen des Geschwaders vornahm und dadurch die Wunden und die Ermordung zahlreicher Juden durch die Araber verurteilt, die Schuld an dem Verlust an Leben und Eigentum zugeschrieben. Für den entstandenen Schaden, an dem alle Deutschen, deren Besitz nicht gerettet hat, stark beteiligt sind, ist Frankreich verantwortlich. Daß nicht die Widerwehrung aller Europäer beflagen ist, ist namentlich dem deutschen Konsulatsbeamten, unterstützt von dem britischen Konsul zu verdanken, die den sehr jugendlichen französischen Konsulatsbeamten Neuwille durch ihre Vorklempen verhindert, beim Beginn der Wirren, als die Stadt voller Araber war, die lächerliche Behauptung zu machen zu lassen, daß die Angabe des französischen Geschäftsträgers, daß der Woiwoda die Landung der Truppen gebietet habe, trifft nicht zu.

Die Franzosen haben den marokkanischen Gouverneur von Casablanca verhaftet und auf einem Kriegsschiffe untergebracht. Am Montag soll ein neuer Angriff von 4000 Marokkanern auf Casablanca erfolgt sein, der von den französischen Truppen zurückgeschlagen wurde.

Bur Revolution in Russland.

Resultate des Wahlrechtsraubes. Die Aufstellung der Wählerlisten ist vorgehört fast allerorts vollendet. Im Vergleich mit den vorigjährigen Wählerlisten kann eine kolossale Verringerung der Wählerzahl in der städtischen und Kleingewerkschaften konstatiert werden. Nach den Angaben des Stabtennantes Michail ist die Zahl der Wähler in 67 Städten des europäischen Russlands um mehr als ein Drittel zurückgegangen. Hierbei muß in Betracht gezogen werden, daß dieses Drittel fast vollständig von weniger bemittelten städtischen Einwohnern, kleinen Besitzern und nicht steuerpflichtigen Wohnungsmietern, mit anderen Worten — von jenem Teil der städtischen Bevölkerung gebildet wird, der seine Stimme den „Linksparteien“ abgibt. Der Rückgang der Wählerzahl in den Städten bedeutet also eine Verschiebung der Wahlausgänger der „Linksparteien“: das Gezeig vom 16. Juni hat der Wählerarme der „Linksparteien“ zehntausende von Werten entzogen.

Noch auffälliger ist der Rückgang der Wählerzahl in der Kurie der Kleingewerkschaften. Einen bedeutenden Teil dieser Kurie bildeten die Bauern, die bei den letzten Wahlen in einigen Orten sogar ausschlaggebend waren. Das Wahlergebnis vom 16. Juni, das gegen die Bauern energisch vorgegangen ist, hat sie die realistischen Hoffnungen der Regierung geküßelt haben, hat die Bauern aus den Listen der Kleingewerkschaften gestrichelt. Die dadurch hervorgerufene Verringerung der Wählerzahl beträgt in 89 Kreisen verschiedener Gouvernements mehr als 76 Proz. Es gibt Kreise, in denen von den vorigjährigen Wählern in dieser Kurie bloß fünf Prozent zurückgeblieben sind! Diese kolossale Verärgerung zeigt, wie glänzend es der Regierung der „150 000 Untertanen“ gelungen ist, die Wahlverfammlungen der Grundbesitzer von „unzuverlässigen“ bäuerlichen Elementen zu „säubern“.

Es verdient der Erwähnung, daß die Herabsetzung der Wählerzahl — wenn auch in geringerer Weise — auch die Kurie der Großgrundbesitzer berührt hat. Nach Ansicht der Polizei erklärt sich das zum Teil dadurch, daß viele Untertanen bei den letzten Wahlen ihre Ämter an die Bauern-organen veräußert haben. Der Verlust des Wahlrechts ist namentlich ein sehr geringer Preis für die rechtsgültige „Kquisition“ des „angemessenen Grund und Bodens“ auf Grund der „gerechten“ Schätzungsnormen der Bauernbank.

Die angeführten Angaben über die zutage tretenden Resultate des Wahlrechtsraubes vom 16. Juni kennzeichnen die Bedingungen, bei denen die „Linksparteien“ diesmal gezwungen sind, den Wahlkampf aufzunehmen.

Parteinachrichten.

Internationale der Partei. In Pöschel stark Genosse Franz Hüller, Vorkämpfer bei der Firma Dieck u. Weise. In den siebziger Jahren war derselbe, obgleich in leitender Stellung, stets bereit, für die Sache des Volkes Opfer zu bringen und das Arbeiterorgan war fast bis zum Tode seine Lieblingslektüre.

Die Landeskonferenz des Königsrichs Sachsen behandelt am zweiten Sitzungstage die Reichstagsabgaben. Genosse Wollenkamp vom Parteivorstand äußerte sich über die Wollenkamp dahin, sie verneinte ihre Existenz nur in einer Frage: nämlich in der Feindschaft gegen die Sozialdemokratie. Sie mehr die Wollenkamp diese Feindschaft zum Ausdruck bringen, um so mehr wird sie auch gegen den weiteren Ausbau des Arbeiterrechts und die Sozialpolitik sich wenden und damit zukunftslos wirken.

Auf Grund des Landtagswahlrechts wurde folgende Resolution angenommen: Die Landesversammlung der sozialdemokratischen Partei Sachsens erklärt in dem Wahlrechtsentwurf der Regierung den Versuch, unter Sicherung und Festigung einer rein konservativen Majorität in der II. Ständekammer die Mehrheit des sächsischen Volkes — die Arbeitervähler — mit einigen Mandaten abzugeben, um die öffentliche Meinung, die die Einführung des Reichstagswahlrechts verlangt, abzu-

maßen zu kühlen. Die Landesversammlung beharrt bei ihren Beschlüssen früherer Landesversammlungen gegen das Dreiklassenwahlrecht und protestiert gegen den Versuch, durch den sogenannten Wahlrechtsentwurf der Regierung oder ähnliche Vorschläge bürgerlicher Parteien ein neues Wahlrecht zu schaffen und die Entsendung der arbeitenden Klassen in Sachsen zu vereiteln.

Die Landesversammlung fordert das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für alle Personen ab dem Alter des 21. Lebensjahres und die Festsetzung der Wähler zum sächsischen Landtag und beschließt, die Klage gegen den diesjährigen Landtagswahlrecht mit allen Kräften zur Verwirklichung dieser Forderungen zu führen.

Freier wird beschloffen, das Zentralomitee in Dresden zu belassen und die nächste Landesversammlung in Plauen abzuhalten.

Der Kongreß der französischen Sozialisten.

Im Volkshaus zu Nancy tagt zur Zeit der Nationalkongreß der sozialistischen Partei Frankreichs. Es ist eine sehr reichhaltige Tagesordnung, die der Kongreß zu bewältigen hat und seine Arbeiten müssen bis zum 15. ds. Mts. erledigt sein, da eine Anzahl Delegierte von dort zum Stuttgarter Kongresse abreisen müssen. Die wichtigsten Punkte sind die des Verhältnisses zwischen Partei und Gewerkschaften; ferner die Stellung der Partei zu den internationalen Konflikten. Unter den Verhandlungsgegenständen ist die des Genossen Schleicher von Metz besonders bemerkenswert, es war das erste Mal, daß ein Delegierter aus der anerkannten Provinz die Partei des ehemaligen Vaterlandes berührte. Außerdem sind die belgische und die amerikanische Partei auf dem Kongreß vertreten. Den sachsischen Delegierten erstattete der Parteileiter Genosse Dubruell. Er teilte mit, daß die Zahl der eingetragenen Parteimitglieder auf 48 462 also um 5000 gestiegen ist. Der Bericht über den Stand der Gewerkschaften lief eine sehr umfangreiche, zum Teil recht lebhaft Diskussion hervor über die Mitarbeit der Sozialisten. Auf das Betreiben Jaures hin ist den Gewerkschaften und den Gewerkschaften eine „Freie Zeitschrift“ in der Gewerkschaften zur Verfügung gestellt, wo sie ihre Meinungen frei zum Ausdruck bringen können. Jaures hofft, daß auf diese Weise eine Annäherung zwischen den Sozialisten und Syndikalistischen angebahnt wird. Nun haben aber einzelne Führer der Confederation generale du Travail, die beabsichtigt mehr zum Anarchismus hinneigen, ihre Scheitlichkeit in der Gewerkschaften dazu benutzt, den Sozialisten zu verurteilen. In den letzten Tagen hatte Genosse Schleicher den Genossen Guesde persönlich attackiert. Der Genosse Compère Morel und mit ihm einige andere forderten Jaures, daß in Zukunft in der Gewerkschaften Sozialisten schreiben dürfen; es geht nicht an, daß in dem Blatte, das die Partei sich geschaffen habe, gegen den Sozialismus geschrieben werden könne. Guesde bemerkte durch Zurechtweisung, daß die persönlichen Angriffe ihn weiter nicht berühren. Jaures nimmt wiederholt das Wort und erwidert dem Kongreß, die freie Meinungsäußerung den Syndikalistischen nicht zu verweigern. Wenn dieselben auch eine andere Taktik einschlagen, so verweigert er das dieselben Ziele und fernerlich die freie Aussprache das beste Mittel, beide Mängel zu der notwendigen Verständigung zu bringen. Der Kongreß stimmt dieser Auffassung mit 170 gegen 118 Stimmen zu. — Hierauf gab der Genosse Guesde den Bescheid, daß die Partei eine Summe von 80 180 Francs, der eine Ausgabe von 66 222 gegenüber steht. Dasselbe verlas den Bericht an den internationalen Kongreß zu Stuttgart.

Gewerkschaftliches.

In den Ausnahmestellen ist ein großer Teil der Arbeiter der Casanpabrik vom Kronenbrot in Dsnabritz.

Der Zukunftsstaat.

II.)

Privateigentum und Warenproduktion sind die Ursachen, sind so zu sagen Vater und Mutter des Kapitalismus gewesen. Was ihnen muß er auch immer wieder neu entstehen. Man denke sich einen Zustand, (wie er tatsächlich existiert hat) wo die Warenproduktion vorhanden ist, aber noch kein Kapitalismus. Die Warenproduktion setzt das Privateigentum voraus; verkaufen kann man nur, was man eigen besitzt. Es bestehen also — namentlich kleine Besitzer, z. B. Handwerker, die jeder auf eigene Rechnung Waren zum Verkauf herstellen. Muß nun der Ertrag der Arbeit wieder verneht und zu diesem Zweck eine größere Anzahl Menschen zu gemeinsamem Werk planmäßig vereinigt werden, so läßt sich das — wie wir schon gesehen haben — nur in der Weise machen, daß jemand die nötigen Rohstoffe und Werkzeuge (die Produktionsmittel) kauft und an diesem kleinen Privateigentum Lohnarbeit beschäftigt. Das ist in der Tat der Ursprung des Kapitalismus gewesen. In der vergrößerten Werkstatt, die sich allmählich zur Fabrik erweiterte, ist nun im Laufe der Jahrhunderte die gemeinsame (kollektive) Arbeit immer besser organisiert worden, je das sie schon heute eine Vollkommenheit erreicht hat, die sie befähigen würde, weit mehr zu leisten, als sie tatsächlich leistet. Das sie es nicht tut, liegt daran, daß Privateigentum und Warenproduktion immer noch erhalten geblieben sind. Der Kapitalismus zeigt gewisse Tendenzen zwei Richtungen: im Innern des einzelnen Betriebes die planmäßige, kollektive Arbeit, deren weiteren Ausbau und immer bessere Organisation der Fortschritt der Kultur erheischt; nach außen dagegen, im Verhältnis der verschiedenen Betriebe unter einander, das Privateigentum und die Warenproduktion und in ihrem Gesetze vollständige Planlosigkeit der Arbeit, die den weiteren Ausbau der kollektiven Arbeit — diesen einzigen, unentbehrlichen Bebel des Kulturfortschritts — verhindert. Diese Fesseln zu befreien, die planmäßige kollektive Arbeit auf die gesamte Produktion der ganzen menschlichen Gesellschaft auszuweiten, das ist das Streben der Sozialdemokratie.

Aufhebung des Privateigentums, Aufhebung der Warenproduktion und dadurch Befreiung der Lohnarbeit und des Profits, das also ist unsere wissenschaftliche Forderung. Dies alles ist schon heute besser organisiert worden, je das sie schon heute eine Vollkommenheit erreicht hat, die sie befähigen würde, weit mehr zu leisten, als sie tatsächlich leistet. Das sie es nicht tut, liegt daran, daß Privateigentum und Warenproduktion immer noch erhalten geblieben sind. Der Kapitalismus zeigt gewisse Tendenzen zwei Richtungen: im Innern des einzelnen Betriebes die planmäßige, kollektive Arbeit, deren weiteren Ausbau und immer bessere Organisation der Fortschritt der Kultur erheischt; nach außen dagegen, im Verhältnis der verschiedenen Betriebe unter einander, das Privateigentum und die Warenproduktion und in ihrem Gesetze vollständige Planlosigkeit der Arbeit, die den weiteren Ausbau der kollektiven Arbeit — diesen einzigen, unentbehrlichen Bebel des Kulturfortschritts — verhindert. Diese Fesseln zu befreien, die planmäßige kollektive Arbeit auf die gesamte Produktion der ganzen menschlichen Gesellschaft auszuweiten, das ist das Streben der Sozialdemokratie.

Das einzige, was wir als wissenschaftliche Forderung (Forderung) für die zukünftige Gesellschaft kennen, ist, daß sie keine Warenproduktion haben, daß in ihr nicht gekauft noch verkauft werden soll. Wie würde eine solche Gesellschaft aussehen? Sie

Seite Nummer 170.

kann nur kommunistisch sein, d. h. auf die Gütergemeinschaft beruhen. Für das Gebot der Produktion ist das in ganz klar. Nichts soll käuflich sein, auch keine Arbeitskraft, kein Lohn wird gezahlt. Sondern die Arbeiter selbst sind Gemeinut der Gesellschaft und jeder arbeitet daran nach Maßgabe der kollektiven Arbeit, die im größten Maßstabe über die ganze Gesellschaft hin organisiert wird. Das gleiche gilt aber auch für den Konsum. Die Menge Arbeit, die einer leistet, hat nichts zu tun mit der Menge von Gütern, die er verzehret. Es wird nicht anfänglich abgeschätzt, wie viel der eine und der andere arbeitet, um danach genau seinen Genuß zu bemessen. Sondern man läßt einem jeden so viel zumuten, wie er braucht. Gerade wie in einer Familie die Schweftern und Brüder sich ihre Leistungen und Lebensmittel nicht gegenseitig verkaufen, sondern einfach jedem so viel geben, wie er nötig hat, so soll die ganze Menschheit zusammen leben, wie eine große Familie. Nichts von „gerechter“ Entlohnung der Arbeit, übrigens niemals vermindertes Löhne, weil auch der größte Reichtümer nicht genau herauszufinden kann, wie viel an einem Produkt der eine und wieviel der andere gearbeitet hat, sondern jeder stellt freudig sein Können in den Dienst der allgemeinen Sache, jeder sucht sich den Arbeitsplatz aus, an dem ihm die Arbeit am meisten Befriedigung gemährt und wo er infolgedessen am meisten für die Gesellschaft leisten kann; und jeder hat dafür das Recht, seine persönlichen Ansprüche auf Genuß ganz nach seinem Belieben zu befriedigen. Man kann sich den Konsum etwa wie folgt denken: Die fertigen Produkte sind wiederum Gemeinut der Gesellschaft. Da muß es nun eine Gruppe von Arbeitern geben, welche die Funktion der heutigen Kaufleute übernehmen. Ihre Aufgabe besteht darin, sich zu rechten Zeit selbst zu stellen, welche Produkte und wieviel davon an jedem Ort gebraucht werden, und sie bei Zeiten hinhin zu dirigieren. Es werden an jedem Ort in gleicher Menge aufgeschichtet, und wer etwas braucht, der geht zum Verwalter eines solchen Vorrats und läßt es sich geben. Nicht gegen Geld, auch nicht gegen Arbeitsmarken, sondern ohne jede direkte Gegenleistung. So wäre die Produktion organisiert nach Maßgabe der persönlichen Leistungsfähigkeit, und der Konsum nach Maßgabe des persönlichen Bedarfs.

Wo wäre in einer so organisierten Gesellschaft etwas zu finden von unbedingter Gleichheit der einzelnen, von „Gleichmacherei“, von einem „Zwangstaat“, in dem eine Zentrale beherrschte Arbeit und Konsum jedes einzelnen auf genaue Vorschriften, kurz von all dem Unsinne, den unsere Gegner uns andichten? Im Gegenteil, wir können uns keine Gesellschaftsordnung vorstellen, in welcher die volle und freie Entwicklung der Persönlichkeit so gewährleistet wäre, wie in dieser, wo jeder selbst bestimmt, was und wie viel er arbeiten, was und wie viel er genießen will.

Nun wissen wir wohl, daß diese Ansicht über den Zukunftsstaat nicht allein bei den Gegnern, sondern auch bei den Bekämpfern der Sozialisten mancherlei Widerspruch finden wird. Wir wiederholen deshalb nochmals, daß es die rein persönliche Meinung des Verfassers dieser Zeilen ist und in keiner Weise als Parteimeinung gelten darf noch soll. Im Hinblick darauf möchten wir einen Einwand, der gegen diese und ähnliche Ansichten von gegnerischer Seite bereits erhoben worden ist, noch kurz erörtern. Den Einwand nämlich, daß in einem solchen „Schlaraffenlande“ kein Mensch arbeiten würde. Der Egoismus, die Selbstsucht — so meinen diese Gegner — sei die einzige Triebfeder zur Arbeit. Nur um seine Genußsucht zu befriedigen, arbeite der Mensch. Wenn aber ohne Arbeit alle Genüsse zur Verfügung ständen, dann würde er alsbald aufhören zu arbeiten. — Daraus ist richtig, daß unter heutigen Verhältnissen fast nur um des Geldes willen gearbeitet wird. Gerade deswegen wird im allgemeinen so wenig und so schlecht gearbeitet. Man habe den Menschen heraus aus diesen Fesseln, wo die Arbeit nichts, Geld und Erfolg alles ist, und alsbald wird der Mensch bereit in seine Rechte treten. — Des weiteren ist es die Arbeit, wie er Essen und Trinken braucht. Sie ist ihm Lebensnotwendigkeit. Nur freilich muß es die richtige Arbeit sein; sie muß seinen Neigungen, seinen Fähigkeiten, seinen Kräften entsprechen. Dann gemährt sie ihm Lust und innere Befriedigung, und es würde sich zeigen, daß Habguth und Selbstsucht, die heute allerdings die Arbeit regieren, sehr schlechte Triebfedern sind, und daß nach ihrer Ausschaltung viel mehr und viel besser gearbeitet wird.

So sehr wir bereit sind, jeden einzelnen der hier aufgestellten Sätze auf Grund der sozialdemokratischen Wissenschaft zu verteidigen, so stellt es uns doch nicht ein zu behaupten, daß nun der Zukunftsstaat unbedingt so aussehen wird, wie wir ihn uns denken. Wir wollten nur zeigen, daß man auf der Grundlage des wissenschaftlichen Sozialismus zu ganz anderen Schlußfolgerungen kommen kann, als in dem Egoismus, mit dem unsere Gegner so gern die Individualisten täuschen.

Aus den Nachbarkreisen.

Achtung, Formier!

Belegte ist die Differenz bei der Firma A. Wegh in Wittenberg. Die Verhandlungen des Bezirksleiters Bernicke vom Deutschen Metallarbeiter-Verein mit der Firma haben zu einer Einigung zwischen der Arbeiter geführt. Dienstag, den 18. August, ist die Arbeit wieder aufgenommen und die Sperre aufgehoben worden.

Dem verstorbenen Aufzuge.

Auch Genosse Ad. Thiele-Halle hat von der hiesigen Polizeiverwaltung, gezeichnet i. V. Frenzel, ein Strafmandat auf 15 Mark erhalten, weil er am 21. Juli an einem öffentlichen Aufzuge teilgenommen habe, „trotzdem hierzu die polizeiliche Erlaubnis verlangt worden war“. Die Unterbreitung soll bemerkt werden durch die Polizisten Jahn und Deter. — Schon um der Wissenschaft halber, was die beiden Vorkämpfer „bemeinen“ werden, wird auch gegen dieses Strafmandat gerichtliche Entscheidung beantragt werden. Es geht in der Tat nicht über die deutsche Polizei-Gemütskraft.

In Zeitz ist die für den 29. August angelegte Theaterbühnenleitung des Sozialdemokratischen Vereins beschlossen worden, daß am 31. August der Arbeiter-Gesangverein Konrad-Waldhorn eine Vorstellung usw. arrangiert. Die Theateraufführung wird im September stattfinden.

Waisenfeld, 14. August. (E. W.) Ein wiewider Geist. Von einer wilden Schlägerei, welche sich in der Nacht zum Sonnabend zugetragen haben soll, weiß der mitteldeutsche Christian zu berichten. Dem Haupttäter wird eine empfindliche Freiheitsstrafe prophezeit. Es handelt sich aber nicht um eine Schlägerei sondern um die Verhöhnung des Ju-

Schreibes Max Mährtel, welcher einem Kollegen im Restaurant Kleiner Bahnhof das Portemonnaie aus der Tasche entwendet hatte und sich mit einem Krampfen der Verkantung zu erziehen ließ. Da der Christian bei jedem Diebstahl aber anderem Vergehen aber gemäßigterweise die erzielbaren Einkünfte der sozialdemokratischen Partei wittert, so ist es zeitlich, daß der p. Mährtel dem Christian sehr nahe steht, der in der letzten öffentlichen Schulmaderverammlung, welche sich mit der Angelegenheit Wälg befaßte, Mährtel sich durch mehrmalige Wortmeldung bemerkbar machte und der Gewerkschaftsführer Baumann ausdrücklich darauf hinwies, Mährtel, welcher den Wut habe, die Arbeiterinteressen zu vertreten, sei Mitglied des Gewerksvereins. Sind seine mutigen Taten auch die Folgen seiner gemäßigteren Erziehung?

Rechtsverhältnisse auf dem Lande.

Was Gendarmenallmacht und Geistesfernis der Amtsvorleiter fertig bringen, bekommen die Bewohner der Landorte reichlich zu spüren. Wenn sozialdemokratische Arbeiter auf einen Amtsvorleiter angewiesen sind, der gegen andere Partei schon gelassen hat, dann können sie manchen erleben, was der städtische Arbeiter einfach nicht für möglich hält. In Kroitzsch Henkeina registriert der Amtsvorleiter Schirmer. Er hat eine fürchterliche Wut auf alles, was nach Sozialdemokratie riecht. Wollen die Arbeiter mal eine Langbestrafung abhalten, so liegt dafür nach Schirmer kein Bedürfnis vor, und er setzt alles in Bewegung, derartige Vergnüngen zu verbieten. In neuester Zeit hat er nicht weniger als sechs Strafmandate auf zusammen 65 Ml. wegen Arbeiter-Vergnüngen erlassen. Trotsdem sprach Schirmer vor kurzem dem Genossen Riegmann gegenüber sein Bedauern aus, daß er den Gastwirt Rohde bestrafen „müßte“. Einige Tage später sagte Schirmer allerdings zu einem anderen Genossen: „Den Rohde werde ich schon kriegen, ebenso den Wippen-Altler.“ Die Rohde werde ich schon kriegen, ebenso den Wippen-Altler durch Schirmer freundschaftlichen Namens Wippen-Altler durch Schirmer nicht zwar, wie innig er sich mit den Arbeitern verbunden fühlt; doch gen würden die Arbeiter auf Schirmer's Freundschaft verzichten, wenn er sie sonst nur in Ruhe ließ.

Umlängst künzte Schirmer, er erlaube den Arbeitern überhaupt nichts mehr. Er vergibt, daß er in manchen Fällen gar nichts zu erlauben sondern sich einfach nach dem Geleige zu richten hat. Wie er sich zum Gewerkschaftsbesitz in Kroitzsch-Hohenleina gestellt hat, grenzt schon mehr an Groteske. Fünfmal war das Fest angemeldet und eine Bescheidigung für das Fest verlangt worden. Herr Schirmer gab jedoch das Schreiben uneröffnet zurück. Gleich zu Beginn des Festes erschienen drei Gendarmen und forderten, Frauen und Kinder sollten das Lokal verlassen. Natürlich verzögerte sich Genosse Richter — von Amtsvorleiter vertraulich Wippen-Altler genannt — diesen unbedingten Verlangen nachzukommen. Darauf wurde ihm und jedem anderen, der an seine Stelle treten würde, mit Festnahme und Unterbringung im Sperrhaus geordnet. Die nach Hunderten erschienenen Festteilnehmer waren auswärts empört. Aber es sollte noch besser kommen. Da sich abends ein Ball anschließen sollte, verlangte die Gendarmen vom Wirt die Saalöffnung, um den Saal abzuschießen. Selbstverständlich lehnte der Wirt dieses ungläubliche Verlangen ab. Da sie damit nicht durchdrangen, verboten die Beamten der Polizei das Spielen. Und da die Polizei sagte, sie sei nicht von der Polizei bestellt, habe darum auch nicht deren Befehle zu befolgen, forderte der mitkommende Oberwachmeister die Hinwendung auf, das Lokal zu verlassen, sonst werde er von der Waffe freigeschossen, aber der Festleiter mußte auf Genarmort versprechen, daß weder gespielt noch getanzt würde. Die Festteilnehmer hatten dann Gelegenheit, in aller Ruhe sich über die unergiebliche Rechtsfischerheit im königlichen Preußen zu freuen.

Alle Paragraphen im Strafgesetzbuch, welche jeden Beamten, der sich Uebertretungen zuschulden kommen läßt, mit sehr schweren Strafen bedroht, sind vergessen. Es ist die reine Anarchie, die Geisteslosigkeit, die auf dem Lande vielfach besteht. Das Versprechen, daß nicht getanzt und nicht gespielt werde, hätte nicht gegeben werden sollen. In Fällen wie dem vorliegenden mag es nach Umständen erlaßbar sein, sich der brutalen Macht zu fügen; aber ihr positive Zustände zu machen, müßte unterbleiben. (A. Neb.)

Ein Unverschämter.

Landesberg, 14. August. (E. B.) Ueber Fehden des Schneidermeisters Max Janke in Landesberg gegen den dortigen Bürgermeister und andere städtischen Beamten haben wir schon öfter zu berichten gehabt. Janke ist wegen dreier Verleumdungen schon viermal mit Geld- sogar auch mit Gefängnisstrafen bestraft worden. Geiern hatte er sich wieder gegen einen städtischen Anklage zu veranlassen. Im November vorigen Jahres war ihm nichts des hiesigen Magistrats ein Formular zum Zwecke der Aufnahme des Personensandes zugelandet worden. Statt es in der üblichen Weise auszufüllen, hatte er es nur mit der Randbemerkung versehen:

„Ich verweigere jede Angabe! Der Herr Stadtkämmerer verbreitet, wie ich weiß, ein Unschlunftsgerücht. Der Bürgermeister und der Polizeikommissar haben unter ihrem Eide zu meinem Schaden die Unwahrheit gesagt.“ Der Bürgermeister hat mich verleumdet und das Amtsgeldmännchen verleiht.“ Wegen dieser Vorwürfe haben der Bürgermeister Janke und der Polizeikommissar gegen Janke Strafantrag wegen Verleumdung gestellt. Im Schlußsatz ihres Antrags hatten sie um strenge Befrafung des Janke gebeten, damit dieser endlich zur Einsicht komme und seine in Wahnfinn grenzenden Verleumdungen städtischer Beamten endlich einmal aufhöre. In der gefreigebenen Verhandlung erbot sich Janke, den Wahrheitsbeweis dafür anzutreten, daß der Bürgermeister wirklich unter seinem Eide die Unwahrheit über ihn gesagt habe. Er habe deshalb gegen den Bürgermeister auch bereits Anzeige wegen Meineides erstattet; das Verfahren darüber schwebe noch. Das Gericht gab den Beweisanträgen des Angeklagten statt und verbot die Verhandlung.

Zum Parteifest.

Alle Arbeiter-Radfahrer von Holzweißig, welche am Parteifest unseres Kreises nächsten Sonntag in Eilenburg teilnehmen wollen, werden ersucht, sich vormittags 9 Uhr bei Otto Pösch, Schauffstraße 19, einzufinden, damit eine gemeinschaftliche Fahrt nach Eilenburg unternommen werden kann.

Von der Arendt-Presse.

Eisleben, 14. Aug. (E. B.) Das Eislebener Tageblatt schwehmedel, dem besonderen Lypus der im Mansfelder Kreise erscheinenden „Erdungspresse“ entsprechend, wie eine traurige Sozialdemokratie auf Weisheit derselben Herren an, so oft es gemündigt wird. Um des lieben Brotes willen schreiben diese armen Teufel von Redakteuren der Mansfelder Presse das hause vom Himmel herunter und machen aus schwarz weiß, wenn's verlangt wird. Das am Sonntag in den Mansfelder Kreisen verbreitete sozialdemokratische Flugblatt über den hohen Arendt hat den armen Mann vom Eislebener Tageblatt sehr in Schwitz gebracht. Was sollte der arme Teufel machen? Das Flugblatt über Arendt enthält nur Dinge, die vor Gericht sich abgepielt hatten, wogegen sich nichts sagen ließe. Gleichwohl aber fühlte sich der arme Redakteur verpflichtet, etwas zur Verteidigung Arendts zu schreiben. Und so schrieb er in der Nummer vom 12. Mts. schlanter, die vor Gericht sich abgepielt hatten, über die wir in unsem Flugblatt berichtet hatten, seien „plumpe Lügen und Verleumdungen“. Und die Leser des Eisl. Tagebl. ob sie wohl wüßten geworden sind darüber, daß ihr Leibblatt die Sonne vom Himmel wegzulügen sich erdreistet? Oder haben sie Mitleid mit dem armen Redakteur empfunden, der so was schreiben muß? Oder haben sie sich über sich selbst geäußert, daß sie für ihr gutes Abkommensgeld sich so anführen lassen müßten?

Wie auf der einen Seite das Eisl. Tagebl. Latzachen weglügen möchte, die vor Hunderten von Augen und Ohren sich abgepielt haben, so erfindet es auf der anderen Seite aus blanker Faust hinaus, was ihm in den Sinn kommt. Er berichtet es, auf unserer Seite ist eine Beitragserhöhung beschlossen worden, um mit dem Gelde die Taschen der Führer im Kreise zu füllen oder Grundstücke zu erwerben, damit die Führer billige Wohnungen bekommen. Das Eisl. Tagebl. weh dabei ebenso genau wie wir, daß das eine so dreister Schwindel ist wie das andere. Die Frage eines Grundstückerwerbs ist nur aufgetaucht, weil in Eisleben die für die Sozialdemokratie tätigen Personen mit ihren Familien von Wohnung zu Wohnung gejezt werden. Das Eisl. Tagebl. verschweigt, daß in Eisleben die Mansfelder Gewerkschaft den größten Teil aller Wohnhäuser, die für Arbeiter in Betracht kommen, in ihren Besitz gebracht hat und daß in diesen Häusern die Bewohner durchschnittlich die niedrigste soziale Lage haben. In politischer und wirtschaftlicher Beziehung sind wir in Eisleben ein mittelalterliches Gemisch aus der Mansfelder Gewerkschaft ein Barock zu bieten, deshalb wurde auf dem Sozialdemokratischen Freitag der Vorschlag des Gewerks eines Grundstücks gemacht. Diese Latzachen hindern aber das Eisl. Tagebl. nicht im geringsten, in der bekanten, jetzt Mode gewordenen Manier des Reichslügenverbandes über die Sozialdemokratie zu schwindeln und seine Spalten mit Verleumdungen zu füllen. Den Mut zu haben, das, was die Sozialdemokratie unter der scharfen Beobachtung des Staatsanwalts schreiben und bekant geben, Schwindel zu nennen, dazu ist nur ein Mann vom typischen Schläge unserer heutigen Erdungspresse fähig. Wie der Herr, so 's Geheire. Wie Arendt, so die für ihn schreibende Presse.

Der Oberkeiser Schulmann

auf Grube Luchowen erlaubt sich den Arbeitern gegenüber ein Auftreten, das aufs entsetzliche zu tadeln ist. Ermöglicht wird es allerdings nur durch das feige, charakterlose Verhalten einiger Arbeiter, die als Liebskind gelten möchten. Schulmann droht den Leuten, die es mit ihrer Arbeiterehre genau nehmen, sie würden als „Aufwiegler“ nichts zu verdienen

bekommen. Er gibt denen, von welchen er weiß, daß sie organisiert sind, die schlechtesten Arbeiten und verbietet sie dann noch als Faulenzer, wenn sie nichts verdient haben. Es wird höchste Zeit, daß sich die Arbeiter von Luchowen ankommen lassen und dem Terrorismus ein Ende bereiten.

Belgern, 13. August. (E. B.) Vom Arbeiter-Radfahrer- und Solidarisität ist am Sonntag hier im hiesigen Klubraum eine Zweigstelle gegründet worden. Eine weitere Veranlassung soll Sonntag, den 25. August, stattfinden. Die umliegenden Arbeitervereine werden dazu eingeladen. Öffentlich gelingst es, besonders für die jüngere Arbeiterschaft, eine Stelle zu schaffen, wo sie nach lauren Wochen große Stunden bei geliebten Veranstaltungen findet. Anmeldungen und Anfragen sind an Geschäftsführer Fr. Werner zu richten.

Der Sozialdemokratische Verein des hiesigen Distrikts hält Sonntag, den 18. d. Mts., in der Wohnung des Genossen Fr. Werner eine wichtige Versammlung ab.

Der hiesige Bürgermeister Herr Federbogen wird wahrscheinlich sein Amt niederlegen, um die Bürgermeisterstelle in Könnern zu übernehmen. Das Hochgefühl für diese Stelle beträgt in Belgern ohne verschiedene Nebeneinkünfte 2900 Ml. während dasselbe in Könnern 3600 Ml. im Jahre erreicht. Charakteristisch ist, daß die hiesige Rektorstelle mit 3450 Ml., die Lehrerstelle mit 3040 Ml. und die des Kümmers mit 2500 Ml. Höchstgehalt dotiert sind. Die Bezahlung der unteren Beamten und städtischen Arbeiter ist dagegen noch recht mäßig.

Selbstentlohn am Krankenbett.

Während die Leiter mancher Heilanstalten ihren Patienten das Lesen sozialdemokratischer Blätter erschweren, um ihnen „Aufregung“ zu erparen, lassen sie ruhig auch Schwerkranken belästigen durch pöfliche Verleumdungsversuche. So wird aus Magdeburg berichtet, daß ein Pfrarrer bei der „Seelgerode am Krankenbett, eine Frau gefragt habe, ob sie auch richtig getauft sei. Als die Frau das verneinte, hat der Pfrarrer erklärt, das sei aber doch unrichtig, sie möge sich auf ihrem Krankenlager überlegen, ob sie das nicht nachholen wolle und ihren Einfluß bei ihrem Manne dahin geltend machen. Die spätere Erkrankung sei doch offenbar eine Strafe Gottes. Nach acht Tagen hat der fromme Selbstenlöhr die Frau nochmals gefragt, aber eine ablehnende Antwort erhalten. Die Frau hatte sich jedoch durch das Gespräch aufgeregt, was natürlich das Leiden ungünstig beeinflusste.

Es gehört eine recht große Portion von Listlosigkeit dazu, einen Kranken auf diese Weise zu belästigen. Freilich: Mann hätte niemals ein frommer Pfarrer an Uebermaß von Gatzgefühl und Unfand gelitten! In Saumburg darf ein Geistlicher in dem Krankenbüchsen nur solche Patienten besuchen, die es wünschen. Auch in Danzig darf der Geistliche mit den Kranken nur auf ausdrückliches Verlangen derselben sprechen. Andachten und Auftritten dürfen auf den Sälen nicht abgehalten werden. Selbst im schwachen Köln und im katholischen Polen dürfen die Himmelsmächer die Kranken nur auf Wunsch besuchen. — Protestantische Muder sind oft noch weniger artföhlend als ihre geschorenen Konkurrenten unter den Römischen.

Die Angststöße als Krieger-Symbol.

Am stürmischen Dorse Dornborf veranstaltete der Kriegsgenerale einen Unzug. Einer der Kameraden erschien im schwarzen steifen Hute. Er wurde jedoch von der Teilnahme am Zuge ausgeschlossen, weil kein Pfänder sein Haupt verdeckte. Der Zurückgewiesene, ein sehr guter Patriot, bejaß aber keine Angststöße, und da er sich ein solches Möbel meber kaufen noch pumpen wollte, ging er getränkt heim und schrieb seine Abmeldung aus dem — Angststößenverein. Demnach ist wieder der richtige Krieger wohl daran erkannt werden, daß er seinen Nachtpfopf schwarzweiß anstreift.

Wenn sie sich nur merken wollten.

Bei Einführung des Dr. Wülfert als ersten Bürgermeister in Halle sagte der Magdeburger Regierungspräsident Dr. Wälg unter anderem:

Sie werden die Ihrer wartenden schweren Aufgaben nur mit Unterstützung der kommunalen Körperschaften, die Sie durch ihr Vertrauen gewählt haben, lösen können. Sie sind aber als Politiker auch mit großen Reden ausgerüstet. Führen Sie auch dieses Amt mit Mitleid und Rücksicht, denn die vornehmste Aufgabe der Polizei soll nicht sein, Vergehen und Verbrechen zu bestrafen, sondern zu verhindern. Gehen Sie ferner auch einigend des Wortes, daß mir als Beamte der Bürger wegen und nicht die Bürger der Beamten wegen da sind!

Das wird ungefähr in denselben Worten bei jeder Einführung gesagt und klingt sehr hüßlich. Wer beachtet, werden diese Worte nur selten.

Die letzten Tage

des diesjährigen grossen

Inventur-Ausverkaufs

Enorm billige Preise.

Preise und Auswahl ohne Konkurrenz.

Geschäftshaus

J. Lewin.

Halle a. S., Marktplatz 2 und 3.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1907

Donnerstag, 15. August

Nr. 33

(Nachdruck verboten.)

5) Die Geschichte einer Flucht.

Von Gustav Rouanet.

Mitglied der französischen Deputiertenkammer.

(Berechtigter deutsche Uebersetzung.)

Die Tür zum Gefängnis wurde geöffnet. Die Leute traten lärmend in den Hof und drängten nach der Mitte, um sich von den Strahlen der Sonne sonnen zu lassen. Gras, Dhénin und ich standen etwas zur Seite. Ich hielt mir die Hand über die Augen, wie wenn das helle Licht der Sonne mich störte und mändbrierte so, daß ich die Aufmerksamkeit des Sergeanten erregte. „Die Sonne blendete mich,“ sagte ich ihm. In Wahrheit war es ein köstliches Wohlgefühl, mit dem mich die heißen Strahlen erfüllten.

„Da hinten können Sie ja im Schatten stehen“ . . .

Janin bezeichnete mit der Hand die Arkaden, unter denen sich das Fenster befand.

Langsam ging ich mit meinen Gefährten in diese Richtung. Sergeant Janin ging auf und ab, die Hände mit dem Schlüsselbund auf dem Rücken haltend. Ich beobachtete jede seiner Bewegungen. Plötzlich sah ich, wie er still stand und den Kopf gespannt nach einer Seite richtete. Er wandte den Blick von uns ab. Ich hörte rufen: „Janin!“ Tugend ein Kasernenwärter oder ein anderer rief ihn. Er schritt langsam auf das Kasernenort zu und trat in das Haus ein.

„Los!“ rief ich Gras und Dhénin zu. „Jetzt ist's Zeit!“

Wir waren nur zwei Schritt vom Fenster entfernt. Mit klopfendem Herzen gingen wir langsam auf die Mauer zu.

„Immer hübsch aufrecht gehen, die Straße gegenüber dem Fenster hinunterlaufen“, setzte ich ihnen auseinander.

„Geh zuerst,“ sagte Gras. „Du kannst uns den Weg zeigen.“

Ich versuchte, mich auf das Fensterbrett zu schwingen. Gras duckte sich, faltete seine Hände zusammen und machte mir ein Zeichen, daß er mir helfen wollte. In einem Moment saß ich auf seinen Schultern. Ohne Anstrengung kletterte ich auf das Fensterbrett, schob meine Beine durch das Fenster und ließ mich draußen heruntergleiten. Gerade gegenüber war, wie ich schon gesagt habe, eine Straße, in der die Bureaus des Pionierbataillons lagen. Ich eilte in dieser Richtung fort, denn es war gefährlich, sich auch nur einen Augenblick an der Mauer aufzuhalten, weil an der Hauptallee etwas weiter unten ein Polizeiposten zu stehen pflegte. Als ich in die Pionierstraße hineinging, stieß ich beinahe mit jemandem zusammen, der in umgekehrter Richtung ging. Es war der Adjutant des Pionierbataillons, unter dessen Befehl ich noch vor einigen Monaten gearbeitet hatte. Er musterte mich mit seinen großen kurz-sichtigen Augen.

„Der Leutnant, ich breche aus. Sagen Sie, bitte, nichts.“

Er erkannte mich, stand still und wußte nicht was er tun sollte.

„Ach, Sie sind es,“ sagte er ganz überrascht.

„Ich breche mit zwei Kameraden aus, die mir folgen. Bitte, sehen Sie nichts.“

„Aber . . . ich will ja gar nichts sehen“ . . .

Er stand da, ganz entgeistert. Endlich faßte er einen Entschluß, machte kehrt und trat rasch in eines der Häuser des Pionierbataillons ein.

Alles das hatte sich in wenigen Sekunden abgespielt.

Als ich mich umwandte, um zu sehen, ob die andern mir folgten, bemerkte ich, wie Dhénin gerade seine langen Beine durch das Fenster zwang. Es gelang ihm nicht ohne Mühe, und auch er glitt herab.

Er hatte kaum den Boden berührt, als das ausdrucksvolle und pfliffige Gesicht des kühnen Gras in dem Fensterrahmen erschien. Er arbeitete sich rasch durch. Beinahe wäre er auf

Dhénin gesprungen, der nicht wußte, welche Richtung er einschlagen sollte und auf zwanzig Schritte meine verzweifeltsten Zeichen und meine wiederholten „Pf!“ nicht bemerkte. Gras sah mich sofort. Er faßte Dhénin unter dem Arm und zog ihn mit sich fort. Ohne ein Wort zu verlieren, zeigte ich ihnen mit der Hand die Umfassungsmauer und wir stiegen rasch drei auf eine Art Plattform unter der Mauerdriftung.

Die Mauer war, wenn ich mich recht erinnere, ungefähr vier bis fünf Meter hoch. Von dem Umgang, der etwa 1,50 Meter breit sich um die ganze Mauer hinzog, mußte man durch eine Schießscharte auf die etwas erhöhte Kante der Mauer durchsteigen. Ich zwängte mich, wie vorher, mit Hilfe von Gras durch. Für Dhénin war es schwieriger. Er stieg auf Gras' Schultern und reichte mir seine beiden Hände hinauf. Mit aller Kraft gelang es mir, ihn zu mir herauf zu ziehen. Er war atemlos, hustete und seine Brust arbeitete schwer. Gras turnte in zwei Absätzen elastisch herauf und war bald an unserer Seite.

Zu Füßen der Mauer erstreckten sich die Gärten der Stadt. Der Boden war mit kurzem und hartem Gras, das schon beinahe vertrocknet war, bedeckt. Einige Schritte seitwärts zog sich ein Bewässerungsgraben hin. Die Höhe war immerhin respektabel. Wenn Steine im Grase verborgen lagen, konnte ein Sprung übel abgehen. Dhénin verlor vollständig den Mut: „Da hinunter kann ich nicht springen . . . laßt mich hier . . . rettei Euch allein!“

Gras unterbrach ihn ungeduldig: „Ach, mach' keine Quatschereien, spring' zu!“

„Ich werde mich erst an den Händen herunterlassen,“ sagte ich, „dann ist es nicht mehr so hoch.“

„Es ist überhaupt nicht hoch,“ erwiderte Gras. „Da schaut her!“

Er hockte leicht nieder, löste sich wie eine Sprungfeder von der Mauer und schoß nach vorne. Mit entsetzten Blicken folgten wir ihm. Er landete in dem Bewässerungsgraben, wo ihm das Wasser bis an den Leib ging.

„Poanmt! Los!“ rief er mit heiterer Stimme.

Ich ließ mich an den Händen so weit herab, wie ich konnte und zwang Dhénin, es ebenso zu machen. Schließlich gab er nach. Ich ließ los und fiel heil und gesund auf meine Füße. Dhénin hielt sich krampfhaft fest und konnte sich nicht zum Loslassen entschließen. Wenn er kraft genug gehabt hätte, wer weiß, ob er nicht wieder auf die Mauer hinaufgeklütert wäre! So hing er einige Augenblicke, dann fiel er laut auf seine Knie, streckte die Beine in die Luft und rührte sich nicht mehr. Gras war mit einem Sprung an seiner Seite, ebenso auch ich. Wenn er sich nur nicht verlegt hat, war mein einziger Gedanke.

Gras hob ihn auf, Dhénin öffnete seine Augen und schaute ganz entsetzt um sich. Der Choc hatte ihn nur verjört gemacht. Geschehen war ihm nichts.

„Jetzt,“ sagte ich, „müssen wir auf unliebame Begegnungen achtgeben. Wir werden die Hauptallee überschreiten und den kleinen Weg einschlagen, den ihr dort hinten seht und der uns direkt ans Ende der Sabatstraße führt. Wenn ein Offizier oder ein Unteroffizier uns fragt, was wir hier tun, dann heißt es, wir reingieten die Bewässerungsanlage.“

„Ich sehe ja auch ganz so aus,“ sagte Gras, indem er auf seine nasse Nase hinwies.

Voller Zuseherst schlugen wir den kürzesten Weg ein, um die kleine Kneipe zu erreichen, in der wir, an der Stadtgrenze, den Einbruch der Dunkelheit abwarten wollten.

V.

Li Ven Segni.

Wir waren gerade in eine Duvallée eingebogen, da auf das freie Feld hinaus führte und ich beglückwünschte mich schon dazu, daß wir niemandem begegnet waren, als ein Offi-

zier in dieser Allee uns entgegenkam. Um das Unglück voll zu machen, war es auch gerade der Hauptmann Duddy (heute kommandierender General in der französischen Armee), einer der grausamsten Offiziere des Bataillons. Drei Jahre vorher war ich in seine Kompanie eingereiht worden, war aber nur kurze Zeit darin gewesen.

„Aufgepaßt! Wir sind also zum Reinigen der Bewässerungsanlagen kommandiert,“ sagte ich ganz leise zu meinen Kameraden.

Unerwartet ging ich auf die linke Seite von Dhénin hinüber und blieb einen halben Schritt zurück, um mich soviel wie möglich zu verbergen. Gras marschierte rechts. Wir grüßten vordringlich, und der Offizier fragte, wie ich es vorausgesehen hatte, in seinem gewöhnlichen trockenen und bestimmten Ton: „Wohin geht Ihr?“ Was macht Ihr hier zu dieser Stunde?“

Gras antwortete ihm furchtlos und ohne mit der Wimper zu zucken:

„Wir sind kommandiert, um die Bewässerungsanlagen auszuräumen.“

Seine Hofe starrte von Schmutz und war noch immer klatschnaß. Der Hauptmann fragte nicht weiter und wir gingen unbehelligt unseres Weges.

Die kleine Kneipe, zu der wir unsere Schritte lenkten, lag, wie ich schon gesagt habe, in einer kleinen Straße am Ende der Stadt. Noch unterwegs sagte ich zu meinen Kameraden: „Es ist eine Unklugheit, daß wir hier bleiben. In der Araberstadt wären wir viel sicherer, denn dort würden wir wieder einen Offizier noch einen Feldgendarmen treffen.“

Gras und Dhénin weigerten sich heftig. Sieh den Arabern anzuvertrauen, das wäre nach ihrer Meinung die verhängnisvollste Unklugheit gewesen.

So erreichten wir denn die Kneipe. Als wir eintraten, drehte sich alles in mir um, als ich in der Schenke einen Unteroffizier des Bataillons sah — freilich in Zivill. Ich kannte ihn, denn ich hatte ihn ein paarmal zur Ueberwachung von Pionierarbeiten bestimmt, was ihm einen täglichen Lohnzuschuß von fünfzig Centimes eintrug. In meiner Eigenschaft als Schreiber konnte ich derartige Schiebungen sehr leicht vornehmen. Ich machte das so, um andere Unteroffiziere, die grausamer waren als er, so zum Beispiel den Sergeanten Gouiron, um diesen Lohnzuschuß zu bringen.

Er verließ seinen Platz hinter der Schenke und fragte uns, indem er uns mit neugierigen Augen musterte, was wir wünschten.

„Drei Kaffee,“ sagte ich entschlossen, da ich fühlte, daß uns nur Geistesgegenwart retten konnte.

„Ach, Sie sind's, Rouanet! . . . Ich werde Ihnen gleich den Kaffee bringen.“

Ich fragte ihn nach seinem Borgänger, dessen Namen ich vergessen habe. „Der ist längst auf und davon. Wissen Sie denn das gar nicht? . . . Ich habe jetzt die Wirtschaft übernommen. Meine Dienstzeit ist um und ich habe mich hier niedergelassen.“

Er ging in die Küche, um den Kaffee zu machen. Meine Kameraden und ich warteten mit einiger Spannung, was der neugebadene Wirt machen werde.

Er servierte uns drei Tassen heißen Kaffees und als er die letzte Tasse hingeseht hatte, streckte er die Hand aus und sagte: „Neunzig Centimes!“

In den Kneipen dieser Art kostete der Kaffee zwanzig Centimes. Ich reichte ihm die drei Franz in Briefmarken, die ich aus dem Futter meiner Hofe herausgezogen hatte, er nahm sie, zählte sie nach und legte dann Geld auf den Tisch: „Neunzig Centimes der Kaffee, fünfzig Centimes für das Wechseln der Briefmarken, das macht 1.40 und 1.60 sind drei Franz . . .“

Ich sah, wie es Gras einen Ruck gab. Ich aber steckte die 1.60 gleichmütig in die Tasche. Der Wirt setzte sich wieder mit düsterer Miene hinter seine Schenke.

Als wir in kleinen Schluden das gefärbte heiße Wasser getrunken hatten, das er uns als Kaffee vorgefetzt hatte, kam er wieder zu uns und wandte sich an mich: „Sie verstehen mich, ich bin jetzt hier Wirt. Ich will Sie nicht anzeigen. Aber hier behalten kann ich Sie auch nicht. Wenn man Sie hier trafe, dann würde den Soldaten der Besuch meines Lokals sofort verboten werden . . .“

Darauf ließ sich nichts erwidern. Wir erhoben uns, Gras und Dhénin waren ganz geknickt. Dhénin besonders rang die Hände. „Wenn ich nur eine Klinte hätte,“ murmelte er, „einer von der Bande müßte daran glauben, und dann wäre alles mit einem Male aus.“

Ich war guten Mutes. Die Geschichte hätte für uns viel schlimmer ablaufen können. In seiner Art erwies mir der ehemalige Unteroffizier seine Dankbarkeit für die Dienste, die ich ihm als Bataillonschreiber erwiesen hatte.

Wir hasteten, um ganz aus der Stadt zu kommen, und dort sagte ich zu meinen Kameraden: „Jetzt haben wir nur einen Zufluchtsort, wo wir die Nacht erwarten können, das ist Alt-Bistra, die Araberstadt.“

Sie sträubten sich noch immer. Die Araber, so sagten sie, würden uns erst gründlich verprügeln, dann fesseln und uns der Wache wieder zuführen. Ich schnitt diese Erörterungen mit der kurzen Bemerkung ab: „Wenn Ihr nicht mitgehen wollt, so gehe ich allein. Ich habe einer ganzen Anzahl von Eingeborenen Dienste geleistet. Es ist ganz falsch, was Ihr denkt; sie sind im Gegenteil dankbarer, als die Ansiedler. Ich gehe hin.“

Als sie sahen, daß ich fest blieb, folgten mir Gras und Dhénin, aber nicht ohne leise zu schimpfen. Wir gingen um die ganze Stadt und kamen schließlich auf den Weg, der zum Araberviertel führt.

An einer Biegung trafen wir einen Eingeborenen, der mich erkannte. Er war Stammgast in einem arabischen Café, wo ich vor meiner Einferkerung fast täglich verkehrt hatte. Wahrscheinlich hatte ich ihm da einmal eine Petition gegen ein Urteil des Kadis oder irgend eines anderen Beamten angefertigt. Ich war nämlich so eine Art Linksanwalt für die Araber, die mir immer ihre Klagen über die Ungerechtigkeiten vortrugen, unter denen sie zu leiden hatten. Auf die Sympathien, die ich mir so erworben hatte, rechnete ich jetzt.

Als mich der Mann mit nackten Füßen, ohne Keppi in leinenen Hosen und Hemd sah, rief er ganz verwundert: „Sidi Rouanil!“ (So sprachen nämlich die Araber meinen Namen aus.)

Er erzählte mir, daß man sich in dem arabischen Café den Kopf über mein Fernbleiben zerbrochen habe. Die einen erzählten, ich sei tot. Die anderen meinten, meine Dienstzeit sei abgelaufen. Andere wieder behaupteten, ich säße im Gefängnis und würde dort auf die schrecklichste Weise malträtiert.

Ich fragte ihn: „Ist Ali Ben Segni noch immer in Bistra?“

„Ja wohl, er hat sich oft besorgt nach dir erkundigt . . .“

„Willst du nicht zu ihm gehen und ihm sagen, daß ich hier bin und mich freuen würde, wenn er hierher käme? Hier gleich nebenan will ich warten . . .“

„Ich laufe schon,“ erwiderte der Eingeborene.

Wir verließen die Straße, um uns seitwärts hinter eine Mauer zu verbergen, von wo aus wir den Weg überschauen konnten; dort erzählte ich meinen Kameraden über Ali Ben Segni.

Ali Ben Segni war ein ehemaliger Spahi. Aus sehr guter Familie, oder, wie die Araber sagen, aus großem Zelte, hat schon sein Vater seit der Eroberung des Landes zu den Franzosen gehalten. Er und seine Brüder waren im Dienste Frankreichs gefallen. In den Feldlagern erzogen, war Ali ein vorzüglicher Reiter und ein gefürchteter Fechter geworden. Frankreich lohnte ihm freilich seine Dienste schlecht. Ein wenig war er freilich selbst daran schuld. Im Verkehr mit den Franzosen war er ein Trinker geworden, suchte immer Streit und die Eintönigkeit des militärischen Dienstes hatte in ihm die fatalistische Gleichgültigkeit des Muselmannes immer mehr verstärkt. Er war Unteroffizier gewesen und verschiedene Male zum Offizier vorgeschlagen; einmal war sogar sein Patent schon vom Generalgouverneur unterzeichnet gewesen. Während er zwischend dem Meere und der Wüste von Marokko bis nach Tunis immer im Felde lag, waren seine Güter oder die Rechtsansprüche seiner Familie auf große Landstriche allmählich verfallen. Schon beinahe ein Greis, hatte Ali Ben Segni seinen Abschied genommen. Er war ein Nachkomme Muhammeds, oder glaubte es wenigstens zu sein, erhob Anspruch auf den Titel eines Scherifs und machte immer neue Anstrengungen, um in den Besitz der Landstriche zu kommen, die seine Familie früher beherrscht hatte. Mit diesen Bemühungen ließ ihn die Regierung abfallen. Er hatte sich das aber einmal in den Kopf gesetzt und gab den letzten Rest seiner Mittel für Rechtsgelehrte aus. Ich hatte etwa drei Jahre vorher seine Bekanntschaft gemacht und für ihn eine Denkschrift an die Regierung ausgearbeitet, auf die er, mit guten Gründen, niemals eine Antwort erhalten hatte. Immerhin hatte meine Darstellung der Sache dazu geführt, daß er einige nicht unbedeutliche Unterstützungen von der Regierung erhielt. Er hatte in Paris gelebt, während sein Regiment in den Tuilerien, am kaiserlichen Hof Napoleons, als eine Art Leibregiment stationiert war. Französisch sprach

er fließend. Nach seiner Verabschiedung hätte er sich dem muselmännischen Glauben mit allem Eifer hingegeben, trank keinen Tropfen Wein oder andere alkoholischen Getränke mehr und erfreute sich wegen seiner Frömmigkeit und seiner Abstammung großer Verehrung bei den Arabern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer eines Sperlingsmännchens.

Von Ernst Seton & Thompson.

(Aus einem im Spätherbst bei der Frankfischen Buchhandlung in Stuttgart erscheinenden Buche.)

Was für eine zupende, zwitschernde, sich überstürzende, flatternde Masse! Ein halbes Duzend gemeiner europaischer Sperlinge drängte sich über- und durcheinander und schwärzte schumpfend eins um das andere herum in einem Rinnelein der vornehmsten Straße von New York. Inmitten dieses Getümmels sah man, wenn der Knäuel sich ein wenig erweiterte, die Ursache all dieses Wesens — ein kleines Sperlingsweibchen, das sich kräftig gegen das lärmende Gedränge seiner Freier verteidigte. Wie es schien, machten sie ihr in der Tat den Hof, aber in einer so barbarischen Weise, daß man obenjogut hätte glauben können, sie wollten ein mißliebiges Mitglied ihrer Gemeinschaft lynchen. Ganz unverschämmt bedrängten, plagten und quälten sie die entrüstete kleine Dame, wenn sie ihr auch offenbar kein ernstliches Leid zufügten. Sie aber schlug energisch um sich.

Es war kein Zweifel, daß sie ihr den Hof machten und um ihre Liebe warben, aber es war ebenso zweifellos, daß sie von keinem von ihnen etwas wissen wollte, und nachdem sie die Zudringlichen hiervon mit Hilfe ihres Schnabels einigermaßen überzeugt hatte, machte sie sich eine zufällige Breche in dem sie umtobenden Kreise zumute und flog davon auf die nächste Dachrinne. Dabei ließ sie in einem der ausgebreiteten Flügel ein paar weiße Federn sehen, durch die man sie von andern ihrer Art leicht unterscheiden konnte und die vielleicht ihren Hauptreiz bildeten.

Im Stolz seiner schwarzen Krawatte und seiner weißen Halsstragensieder mühte sich ein Sperlingsmännchen schwer, in einem Vogelhäuschen, das ein paar Rinder auf einem Pfahl im Garten für seinesgleichen errichtet hatten, ein Nest zu bauen. Es war in mehr als einer Hinsicht ein sonderbarer Vogel. Das Baumaterial, das er aussuchte, bestand ganz aus ziemlich weit hergeholtten Zweiglein und Hölzchen, und frühmorgens unterbrach er manchmal seine Arbeit auf eine Minute und sang dabei so laut und süß, als wäre er ein Kanarienvogel.

Daß ein Sperlingshäubchen allein sein Nest baut, ist etwas Ungewöhnliches. Aber dies war auch, wie gesagt, ein ungewöhnlicher Vogel. Nach einer Woche hatte er anscheinend sein Werk vollbracht, denn der Nistkasten war bis zum Türchen mit Zweiglein, die dem Baumeister von den Vämmern der städtischen Promenaden geliefert worden waren, vollgepfropft. Jetzt blieb ihm mehr Ruhe zur Pflege des Gejanges übrig, und er setzte die Leute in der Nähe durch das häufige Anstimmeln seines langen, ganz sperlingsmäßigen Liedes in Erstaunen. Wer weiß, vielleicht hätte die Geschichte von ihm als einem unerklärlichen Wunder berichtet, wenn nicht ein umweit wohnender Barbier und Vogelliebhaber die fehlenden Kapitel seiner ersten Lebensgeschichte nachgetragen hätte.

Der Mann hatte, wie es scheint, ein Sperlingssei in die Niststätte seiner Kanarienvogel gelegt. Das Kleine war anstandslos ausgebrochen und von seinen Pflegeeltern aufgezogen worden. Ihre Spezialität war der Gesang, ihm war die Stimme und die Kraft des Sperlingsgeschlechts eigen. Die Kanarienvogel hatten ihn sorglich nach ihrer Weise aufgezogen, und die Folge war, daß er ein Schläger wurde, der durch seine Energie erzieht, was ihm an angeborenem Talent fehlte. Sowohl stark und kriegerisch wie auch musikalisch hatte sich dieser Held des Schwertes und der Leier halb zum Herrn des Vogelkäfigs gemacht. Konnte er einen Kanarienvogel nicht durch musikalische Ueberlegenheit niederringen, so trug er kein Bedenken, auf ihn loszufämmern, bis er still war, und jedesmal wenn er so auf seine Weise im Sängerkrieg den Sieg davongetragen hatte, schmektete er ungewöhnlich schön seine Melobien in die Welt hinaus.

Als sein schwarzes Häubchen sich entwickelt hatte, war er das Sehenswerthe und die Hauptattraktion des Barbierladens geworden. Aber eines Tages lockerte sich das Brett, auf dem die Vogelkäfige standen, und rutschte herunter, alle Käfige stürzten auf den Boden, und in dem allgemeinen Durcheinander flogen viele Vögel davon. Unter ihnen war auch Stürmchen oder Bertrand de Born, wie man ihn nach dem berühmten französischen Troubadour genannt hatte. Während aber die Kanarienvogel freiwillig in ihre Käfige zurückgekehrt waren

oder sich hatten fangen lassen, hüpfte Stürmchen aus einem Hinterfenster, schälpte ein paar mal, und indem er sich vorsichtig immer außer Fassung hielt, fing er an, die Backsteinwildnis, die ihn umgab, zu durchforschen. Er stammte ja nicht von Generationen eines gezähmten Geschlechts ab und fand sich darum leicht und freudig in die neuen Verhältnisse eines freien Lebens; nach einer Woche war er fast ebenso wild wie nur einer von seiner Sippe und zu einem kleinen Straßenräuber entartet. Wie die andern trieb er sich mit seinesgleichen im Straßenrinnelein umher und gab ihnen auch im Kaufen und Zanken nichts nach; hin und wieder aber überrastete er alle Vorüberkommenden durch seinen gelegentlich angestimmten und mit Sperlingsenergie ausgeführten Kanariengesang.

Stürmchen war es also, der den Nistkasten sich ausgesucht hatte, und nun ist auch klar, warum er sich mit Holzstäbchen nicht genug tun konnte. Das einzige Nest, das er je kennen gelernt hatte, war ein Korbgeflecht gewesen, ein richtiges Nest bestand also für ihn aus Holzchen.

Nach wenigen Tagen kam Stürmchen mit einer Genossin wieder. Ich würde vielleicht die oben geschilderte Rauffzene im Straßenrinnelein vergessen haben, hätte ich nicht in Stürmchens Braut das kleine weißbeschwungte Sperlingsweibchen erkannt, das jene Szene unfreiwillig veranlaßt hatte.

Offenbar war sie nicht abgeneigt, Stürmchens Werbung anzunehmen, aber sie zierte sich noch etwas und pickte nach ihm, wenn er nahekam. Er drehte sich mit hängenden Flügeln und gehobenen Schwanz um sie herum und schälpte dabei, wie es nur ein feuriges Sperlingsmännchen tun kann, unterbrach aber hin und wieder seine Sperlingsstöne, um mit seinen Kanarienschnitzarbeiten zu prunten.

Die Einwände, die sie etwa noch erhoben hatte, waren offenbar überwunden worden, vielleicht durch die erstaunliche Entfaltung seiner Talente; er geleitete sie nun zu dem fertiggestellten Nest, ließ vor ihr hinein, um ihr den Weg zu zeigen, und hüpfte stolz, lärmend und im Bewußtsein seiner Würde um sie herum. Sie folgte ihm, kam aber schnell wieder heraus mit Stürmchen hinter sich drein, der schälpte und sie beschaute. Doch mußte er lange schwachen, ehe er sie überreden konnte, noch einmal hineinzugehen; aber wieder kam sie sofort heraus, diesmal mit Schimpfen und Schelten. Noch einmal schien er seine Ueberredungskunst anzuwenden, und schließlich begab sie sich mit lautem Protest hinein, erschien wieder mit einem Zweig in ihrem Schnabel, ließ ihn fallen und flog davon. Stürmchen kam heraus. Seine Freude, sein Stolz auf sein Haus waren dahin. Es war ein Stoß ins Herz, während er doch auf unbeschränkten Beifall gerechnet hatte. Trotzdem sah er ein Weibchen auf der Türschwelle und schälpte in einer Weise, die wahrscheinlich sagen wollte: „Komm zurück, komm zurück!“ Aber die kleine Braut kam nicht. Da wandte er sich wieder ins Nest; man hörte ein kräftiges Geräusch, und er kam sogleich mit einem starken Holzstückchen zurück, das er vom Nistloch auf den Erdboden warf. Dann holte er ein zweites Stück, warf es hinter dem ersten her, und fuhr so fort, alle Stöckchen, die er so fleißig zusammengetragen hatte, herauszuschleppen und hinabzuschleudern; auch das wunderbar gegabelte Stück, dessen Erwerb ihm so viele Mühe gemacht hatte, und die beiden glatten, die ganz wie die im Neste seiner Pflege-mutter aussahen, alles, alles mußte fort. So mühte er sich über eine Stunde lang, stumm und einsam. Da war er offenbar fertig, denn unten auf dem Boden lag ein ganzer Haufen Reifer, der aussah, als wollten Straßenjungen ein Freudenfeuer anzünden; die verrichtete Arbeit von sieben fleißigen Tagen. Stürmchen warf einen wilden Blick darauf und auf den leeren Nistkasten, ließ ein kurzes rauhes Tschilp hören, wahrscheinlich einen Sperlingsfluch, und flog davon.

Am nächsten Tage war er wieder mit Weibchen da, hoffierte als vollendeter Sperlingsritter um sie und führte sie mit unaufrichtigem Geschilp zur Nesttür. Sie hüpfte hinein, dann heraus, schaute mit schräg gehaltenem Köpfchen auf die Zweiglein unten, ging wieder hinein und erschien mit einem winzigen Holz im Schnabel, das er übersehen hatte, ließ es fallen und beobachtete mit augenscheinlicher Genugtuung, wie es auf dem Haufen unten anlangte. Nachdem sie ein dutzendmal hinein- und hinausgehüpft waren, flogen sie zusammen davon, und jetzt kehrten sie wieder, Weibchen mit einem Schnabel voll Heu und Stürmchen mit einem einzigen Strohhalme. Dies wurde hineingetragen und glücklich untergebracht. Dann flogen sie nach mehr Heu aus, und nachdem Weibchen sich überzeugt hatte, daß Stürmchen nun Bescheid wußte, blieb sie im Nistkasten, um das Heu, das er heranschleppte, richtig unterzubringen, und nur hin und wieder, wenn er zu lange ausblieb, flog auch sie auf Raub aus. Es war gerade wunderbar, wie die ritterliche Gesinnung gegen seine Genossin den rauflustigen Sänger fette gemacht hatte.

Jetzt war das Nest halb fertig. Noch einmal wagte Stürmchen ein Stück Holz einzutragen, aber einen Augenblick später wirbelte es hinunter auf den Haufen unten, während Weib-

hens triumphierende Blide folgten. Armes Ständchen! Alles, was er für das Beste hielt, galt für nichts — an die papierenen Holzgeräthe waren ihm sonst geholt. Seine Mutter hatte ein Holzgeräthe geacht — es war ein schönes Nest —, aber er war überjähmt. Nichts als Stroh sollte es jetzt sein, und darauf keine Holzgeräthe, sondern weichere Stoffe. Er rügte sich — die Freiheit hatte ihn alle Tage neu gelehrt, daß man sich fügen müsse. Früher dachte er immer, der Barbierladen sei die ganze Welt und er das erste Wesen darin, aber diese beiden Vorstellungen hatten in neuerer Zeit einen argen Stoß erlitten. Weisheiten meinte, je ne Erziehung in praktischen Dingen sei schrecklich mangelhaft gewesen, und sie müsse dies in allem und jedem nachholen.

(Nachdruck verboten.)

Der Bau des Weltalls.

In der fast durchweg auf einem hohen Niveau stehenden Sammlung *Natur und Geisteswelt*, die im Leonorenschen Verlage erscheint, ist unter dem Titel unserer Uebersetzung ein Bändchen von Prof. Schreiner, Hauptobservator beim königl. Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam, schon in zweiter Auflage herausgekommen, auf das wir unsere Leser aufmerksam machen. Es ist Prof. Schreiner gelungen, eine ganz vorzügliche Uebersicht zu geben von Dingen, über deren Wesen noch keineswegs eine einheitliche Ansicht vorhanden ist. Das muß man bei einer Darstellung dieses Gegenstandes immer in Betracht ziehen! Wenn die Wahl zwischen den verschiedensten Anschauungen und Lehrmeinungen frei steht, welche ist dann zugrunde zu legen? Schreiner beschränkt sich auf den kleinen Teil des Alls, der unserem bewaffneten Auge noch direkt wahrnehmbar ist. Diese weise Beschränkung ist für eine vollständige Darstellung besonders wichtig, weil es im allgemeinen nicht ratsam ist, das Verhältnis der noch um ihre Anerkennung streitenden Anschauungen in Kreise hineinzuworfen, denen leider noch die allerersten Kenntnisse unserer geschützten Wissenschaftler fehlen.

Um zu der Darstellung des äußeren Baues des Weltalls zu gelangen, schreitet er von unserer Erde aufsteigend in vier Kapiteln über die Stellung der Erde im Weltall, den gestirnten Himmel, die Sonne, die Fixsterne und die Nebelwolke auf. Vor dem dritten Kapitel schaltet er ein durch die Natur der Sache notwendig gewordenen Kapitel über die Spektralanalyse ein. Dies gehört zu den besten populären Darstellungen, die ich über diesen immerhin schon recht schwierigen Gegenstand gelesen habe. Das Ganze findet seine Krönung in dem durch den Buchtitel angedeuteten Schlußkapitel.

In einem Anhang findet sich noch eine kleine Zusammenstellung der wichtigsten Zahlenangaben aus dem Weltall und einige Bemerkungen für weiter fortgeschrittene Leser.

Das letzte Kapitel ist natürlich das interessanteste, wenn auch das schwierigste. In den Grundgedanken läuft Schreiners Darstellung darauf hinaus, zu zeigen, daß nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnis vom Bau des Weltalls vereinzelt an endlosen Welttraume Sternensystemen anzunehmen sind. Unser Sonnensystem steht nahezu in der Mitte einer solchen Sternensystem, dem Milchstraßensystem. Unter dieser Annahme finden die Erscheinungen, die sich uns darbieten, bislang ihre einfachste Deutung. Wir erblicken im Welttraume aber noch weitere solche Sternensystem. Als nächste müssen wir diejenige des großen Andromedanebels ansehen, ein schon mit dem bloßen Auge in klaren Nächten im Sternbild der Andromeda sichtbares Gebilde, das anscheinend den gleichen Bau aufweist, wie unser Milchstraßensystem. Das ganze Weltall, so weit es uns durch unsere Hilfsmittel zugänglich ist, müssen wir uns mit solchen oder anders gebaueten Sternensystemen ausgefüllt denken, die naturgemäß ein riesiger Raum von einander scheidet. Unter der im einzelnen gewiß unrichtigen, im großen und ganzen aber doch wohl berechtigten Annahme, daß die Spiralsysteme alle von der gleichen Größe wie unser System seien, läßt sich etwas über die Entfernung der Fixsternensystem untereinander lernen, nämlich aus der scheinbaren Größe der Systeme am Himmel. Der Andromedanebel hat am Himmel einen Durchmesser von 3 Grad, d. h. etwa sechs Vollmondsbreiten. Er würde unter obiger Voraussetzung etwa 20 solcher Durchmesser von uns entfernt sein. Denken wir diese Maße in Lichtjahren aus, um Zahlen zu erhalten, die uns zwar keine Vorstellung mehr geben, sondern noch die Verhältnisse untereinander erkennen lassen. Ein Lichtjahr ist diejenige Strecke, welche das Licht in einem Jahre zurückzulegen vermag. Das Licht pflanzt sich bekanntlich in einer Sekunde um 300.000 Kilometer fort. Da nun ein Jahr $365 \times 24 \times 60 \times 60 = 31\,536\,000$ Sekunden besitzt, legt das Licht in einem Jahre die Wegstrecke von $31\,536\,000 \times 300\,000 = 9\,460\,800\,000\,000$ oder rund $9\frac{1}{2}$ Billionen Kilometer zurück.

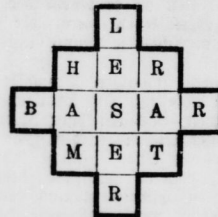
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Dänning in Halle a. S. — Druck der Halle'schen Genossenschafts-Buchdruckerei.

Den Durchmesser unseres Milchstraßensystems können wir nach Schreiners Annahme auf 44 000 Lichtjahre ansetzen, da die äußerste Entfernung der Sterne unseres Systems etwa 22 000 Lichtjahre beträgt und wir ungefähr in der Mitte dieses Systems stehen. Nach obigem wäre der Andromedanebel 20mal weiter entfernt, das wäre rund eine halbe Million Lichtjahre, der Spiralnebel in den Jagdhunden etwa 300mal weiter oder $6\frac{1}{2}$ Millionen Lichtjahre (rund 6200 Trillionen Kilometer = 6200 mit noch 18 Nullen). Das sind aber Zeiträume, in denen selbst am Himmel merkliche Veränderungen vor sich gehen. Vor $6\frac{1}{2}$ Millionen Jahren hat der Spiralnebel in den Jagdhunden so ausgesehen, wie er uns jetzt erscheint; wie mag wohl sein jetziges Aussehen sein? Ich möchte hier, wie schon früher betont, daß ja alle diese Zahlen um das Mehrfache ihres Betrages unrichtig sein können, das ändert aber nicht im geringsten unsere Schlüsse und Anschauungen. Und wenn der Spiralnebel in den Jagdhunden nur eine Million Lichtjahre von uns entfernt ist, verstehen wir können wir es doch nicht, weil uns eben jeder Vergleichsstab fehlt und wir in ganz andern Größenordnungen zu denken und zu wirken gewohnt sind.

Die vielen sich noch aufdrängenden Fragen nach den ursächlichen Zusammenhängen zu behandeln, fällt außerhalb des Rahmens des Schriftchens, weil sie jede wissenschaftliche Grundlage verlassen. Wir können sie nicht beantworten, die wir noch nicht einmal imstande sind, die Geschichte unseres Sonnensystems bis zum „Anfang“ zurückzuerfolgen. Darüber wissen wir nur mit Sicherheit, daß wir es nie erfahren werden. Hier wie überall, wo es sich um das Erkennen der ersten oder der letzten Dinge handelt, gilt das Dubois-Reymond'sche Wort: Ignorabimus! Wir werden es nie wissen! F. Linke.

Kleine Anagrammraute.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 32. (Nr. 198).



Richtige Lösungen sandten ein: D. Vöfler, C. Krüger, J. Schneider, Frau U. Niedel, Frau C. Hochbach, W. Studt, D. Schmidt jun., G. Buchendorf, H. Geilke, W. Friede, G. Sembl, D. Zimmer, J. Schneider, Frau U. Scheibe in Halle; M. Böhrer, C. Goetz in Leipzig; Th. Kähler in Reutzbau; F. Jenker in Leipzig; C. Koltorf, G. Stech in Naumburg; P. Franzke in Torgau; W. Hammer in Sangerhausen; K. Neumann in Passendorf; W. C. in Eisleben; P. Hoffmann in Merseburg.

Briefkasten der Rätsellede.

W. C. in E., J. Sch. in G. Einwendungen werden gelegentlich verwendet werden. Besten Dank.

G. St. in N. Der Roman hieß: Die Er-Menschen von Maxim Gorki. Er wurde vor ungefähr zwei Jahren von uns veröffentlicht.

G. G. in B. Senden Sie nur ein. — Bazar ist ebenso geräuchlich wie Bazar.

Neue Aufgabe. (Nr. 199.) (Von W. St. in G.)

Aus nachfolgenden 29 Silben sind 11 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier Feldherrn des dreißigjährigen Krieges ergeben.

- a, bau, burg, das, den, dit, dorf, er, es, gel, ger, i, eker, la, lo, ly, na, naun, ni, nerv, o, che, ran, rin, ska, thü, to, wal, wald.

Die Worte haben folgende Bedeutung: 1. Ein sozialdemokratisch vertretener Reichstagswahlkreis. 2. Erwerbszweig. 3. Berühmter griechischer Freiheitskämpfer. 4. Ein Spreng- und Explosivstoff. 5. Ein Mädchennamen. 6. Feinster menschlicher Körperbau. 7. Fremdwort, gleichbedeutend mit Abseifung usw. 8. Mitteldeutsches Gebirge. 9. Eine Weltprache. 10. Mit Stacheln versehenes Tier. 11. Dorf im Saalkreis.

Lösungen sind bis jeden Dienstag mittag unter Namensnennung zu senden an die

Redaktion des Volksblattes, Rätsellede der Unterhaltungsbeilage.